

Auf meiner Ruhestatt in den Nächten suche ich ihn, den meine Seele liebt, suche ich ihn und finde ihn nicht.

Hld 3,1

Es fällt schwer, diesen Vers beziehungsweise seinen ganzen Zusammenhang nicht allegorisch zu lesen. Aber selbstverständlich bleibt es dabei, dass das Hohelied zumindest nicht direkt als Allegorie verstanden werden darf. Hier ist wirklich von zwei Liebenden die Rede, von Leidenschaft, Gefühl, Sex bis zur Besessenheit. Unsere junge Frau hier hat es in einer Weise gepackt, die kaum sagbar ist. Schon vorher hatten wir Verse, die unverhohlen nach keineswegs der Fortpflanzung dienenden Sexualpraktiken verlangten („Wie süß schmeckt seine Frucht meinem Gaumen“ – 2,3; „Er weidet in den Lilien“ – 2,16), aber dabei ging es um etwas, das die beiden miteinander tun, wenn sie alleine sind. In unserem Zusammenhang wird das alles öffentlich: „Aufmachen will ich mich doch und die Stadt durchziehen, über die Plätze, über die Gassen, suchen, den meinen Seele liebt!“ (Vers 3,2) Sie suchte und fand ihn nicht, aber selbstverständlich fanden die Wächter sie (Vers 3). Dass sie da um diese Zeit mitten in der Nacht nichts verloren hat, ist denen auch klar, aber sie bestärkt es noch einmal: „Den meine Seele liebt, saht ihr ihn?“ (ebda.) Die scheinen sich nicht zu wundern, nehmen sie nicht fest, bringen sie nicht einmal zwangsweise nach Hause, sondern sagen vielleicht sogar: „Viel Glück!“, darüber sagt der Text nichts. Der Kommentar rettet sich aus dieser Situation, die so ganz und gar nicht in Übereinstimmung mit den Sitten der Zeit steht, er spricht von „krassem Widerspruch“, mit der Vermutung, dass es „Dichtern und Verliebten gefällt ... , sich unwirkliche Situationen auszudenken“. Dem sollte man meiner Meinung nach nicht folgen. Zwar dürfte es feststehen, dass das Hohelied kein Tatsachenbericht ist, sondern Dichtung. Aber es ist eine Dichtung, die getreulich das beschreibt, was Verliebte tun. Und man muss beachten, dass unsere Verliebten nur das sind, verliebt. Sie sind nicht verheiratet, nicht in irgendeiner offiziellen Verbindung. Solche wurden damals, wann immer der Text auch genau entstanden ist, definitiv nicht auf Lieben gegründet. Deshalb sind auch alle Versuche, hier etwas von Ehe, real oder allegorisch, hineinzudeuten, so blödsinnig. Hier heiratet niemand, hier geht es um Sex, um Nähe, um Zärtlichkeit, um ungebändigte Leidenschaft, um all das, was Menschen sich jenseits der Regeln wünschen. Und wenn es einen Zusammenhang mit der restlichen Bibel gibt, worüber die Einleitung in der Jerusalemer Fassung lange spekuliert, um ihn schließlich zurückzuweisen, dann besteht er darin, dass unser Text alle, aber wirklich alle Regeln bezüglich der Sexualmoral zurückweist. Wer so verliebt ist wie unsere Protagonistin hier, schießt auf alle Ge- und Verbote. Wäre die Kirche nicht so durch und durch verlogen, was diese Angelegenheit betrifft, so hätte sie hier, im Hohenlied, einen Weg finden können, wie Leidenschaft, Lust, aber auch Eigenwille und Selbstverantwortung in ihren Rahmen hätten aufgenommen werden können. So wären wir dann doch noch bei einer übertragenen Bedeutung, die allerdings die reale nicht außer Kraft setzt. Das wird jetzt knifflig, weil dieses reale Tun, das hier geschildert wird, zwar durchaus stattfand, aber geächtet war, wovon sich im Text keine Spuren finden. Das legt wiederum nahe, den Text als Wunschtraum zu lesen, womit er allen rebellischen Gestus' entkleidet wäre. Eigenwille und Selbstverantwortung würden als „weibliche Launen“ entsorgt. Schon allein die Tatsache, dass es diesen Text gibt, verbietet ein solches Verständnis, denn schließlich war es höchstwahrscheinlich ein Mann, der ihn geschrieben hat, und allemal waren es Männer, die über seine kanonische Legitimität entschieden haben, ohne ihn abzuschwächen. Man kann es drehen und wenden wie man will, es bleibt dabei, dass verliebte Frauen Sex, Nähe, Körperlichkeit wollen. Männer wollen das auch, aber eben ohne Nähe, soweit sie nicht verliebt sind. Unsere Protagonistin dreht genau das um. Wo Männer aus all dem Schönen, das die Liebesbeziehung dir gibt, eine offizielle Sache draus machen, die Sex, Körperlichkeit, ja sogar Leidenschaft reguliert, anordnet, verbietet, macht sie ihre leidenschaftliche Begierde zum offiziellen Statement. Gleich als die Wächter weg waren, „da fand ich ihn, den meine Seele liebt“ (Vers 4). Man könnte spekulieren, was passiert wäre, wenn sie ihn unmittelbar vor den Wächtern gefunden hätte. Hätten die dann ihrer Wächterpflicht genügt und beide auf den Pfad der Tugend zurückgebracht? Sie jedenfalls weiß genau, wie es weitergeht. Sie

macht aus dem leidenschaftlichen Begehren eine unübersehbare, öffentliche Nähe: „Ich fasste ihn an und ließ ihn nicht los, bis dass ich ihn brachte ins Haus meiner Mutter, in die Kammer meiner Gebärerin.“ (ebda.) Hier sind Eigenwille und Selbstverantwortung zentral, sie schlagen durch bis ins letzte Detail. Sie bringt ihren Geliebten „ins Haus meiner Mutter“, dabei hatte die gar keines, sondern das, in dem die wohnte, gehörte ihrem Mann, oder, schlimmer noch, ihrem Vater, denn dann wäre unsere junge Frau ein uneheliches Kind gewesen. Das alles wird aber nicht einmal im Ansatz diskutiert, sondern einfach behauptet nach dem Motto: „Ich will das, also kann ich das!“ Sie bringt den Geliebten aber nicht nur in das Haus, das sie oder ihre Mutter deren Mann oder Vater enteignet haben, sie bringt ihn auch „in die Kammer meiner Gebärerin“. Sie, unsere junge Liebende, ist die Herrin des Hauses wie des Geschehens. Wenn wir daraus jetzt eine theologische Lehre ziehen wollten, wie ich sie eben angedeutet hatte, dann wäre die, dass Frauen ebensogut wie Männer die Dinge weitertreiben können, banal. Das sagt sogar die Kirche, auch wenn sie es real viel zu oft hintertreibt. Auch dass Leidenschaften ein starkes Motiv sind, alle möglichen Dinge zu tun, ist der Kirche nicht unbekannt. Deshalb ist sie mit der Töterei von Menschen auch immer verständnisvoll umgegangen, was sie genau mit der Sexualmoral nicht getan hat. Ich bin ziemlich sicher, dass das genau daran lag, dass wir hier den Kern aller Herrschaft haben. Heute im Kapitalismus hat sich Herrschaft als ein System von Entfremdung längst verselbstständigt. Aber zur Zeit unseres Textes war sie noch direkt zu greifen. Unsere Heldin setzt sich über all das hinweg, unser Geliebter interessiert sich da gar nicht für. Der will nichts vererben, sie nichts gewinnen. Die wollen nur einander. Daraus entsteht keine Gesellschaft, aber das ist kein Argument, unseren zwei das zu verweigern. Im Gegenteil, hier haben wir das noch frühere, noch ursprünglichere Bedürfnis der Menschheit. Das „Ich-will-meinem-meinem-meinem-Sohn-etwas-vererben“ konstituiert den Anfang von Herrschaft als System, nicht als Willkür. Das „Ich-will-dich-was-auch-passiert“ konstituiert den Anfang von empathischer Kooperation als System, also des Menschseins. Wahrscheinlich habe ich den Text jetzt allzu sehr mit Bedeutung aufgeladen, aber vielleicht liegt das daran, dass die, die meine Seele liebt, gerade nicht da ist. Aber dennoch bleibt festzuhalten, dass (weibliche) Spontaneität, Leidenschaft, Selbstermächtigung einen Platz in der Gesellschaft haben müssen, wenn diese denn funktionieren soll. Um herauszufinden, wie das konkret gehen soll, ist das Hohelied aber sicherlich das ungeeignetste biblische Buch.